

## Wozu offene Kinder- und Jugendarbeit?

*Die offene Kinder- und Jugendarbeit ist vielfältigen, widersprüchlichen Erwartungen ausgesetzt. Sie muss eine eigene Antwort auf die Frage finden, warum es trotz knapper Kassen sinnvoll ist, in Jugendtreffs, Jugendhäuser, Aktivspielplätze, Jugendfarmen oder Spielmobile zu investieren. Diese Antwort kann sie nur in der sozialwissenschaftlichen Theorie finden, wenn sie professionell sein will. Diese bietet wenigstens drei Begründungszusammenhänge, die alle den offenen, frei zugänglichen Raum in den Mittelpunkt stellen: Kinder und Jugendliche brauchen Räume, die sie selbst gestalten können und die weitgehend frei sind von Erwartungen auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen. Diese Entwicklungen machen es für jeden Jugendlichen schwierig, die ihm aufgetragenen „Entwicklungsaufgaben“ sinnvoll zu bewältigen: Entwicklung einer Lebensperspektive, von Identität und von Solidarität. Die aktuelle Bildungsdebatte verkürzt die durch PISA deutlich gewordenen Probleme auf den Aspekt der Schulbildung. Wer schreiben, lesen und rechnen lernen will, ist aber auf Voraussetzungen angewiesen, die außerhalb der Schule geschaffen werden müssen. Auch hier hat die offene Kinder- und Jugendarbeit einen wichtigen Beitrag anzubieten.*

Zwar ist die offene Kinder- und Jugendarbeit noch längst nicht in jeder Stadt oder Gemeinde ein selbstverständlicher Teil der kommunalen Infrastruktur, dennoch wuchs zumindest die Zahl der Einrichtungen in Baden-Württemberg insgesamt auch in den vergangenen Jahren trotz knapper Kassen weiter an. Die Gründe hierfür variieren: Mal sind es Elterninitiativen, die Angebote für ihre Kinder einfordern; mal gibt es „auffällige“ Gruppierungen von Jugendlichen am Ort, die „von der Straße geholt“ werden sollen, und immer öfter entdeckt die Kommunalpolitik die offene Kinder- und Jugendarbeit als sog. „weichen Standortfaktor“. Vielen JugendarbeiterInnen wiederum fällt es eher schwer, schlüssig zu begründen, warum ein solches finanzielles Engagement für eine kurz vor der Pleite stehende Kommune Sinn macht. Hinweise auf „Prävention“, auf die notwendige „Beziehungsarbeit“ oder auf spezifische Zielgruppen wie MigrantInnen oder SpätaussiedlerInnen sind für sich alleine noch nicht unbedingt überzeugend, vielleicht sogar gefährlich.

Dabei bietet die sozialwissenschaftliche Diskussion der letzten dreißig Jahre zumindest drei klare Begründungszusammenhänge für die Notwendigkeit von Angeboten der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Dabei werden jeweils unterschiedliche Aspekte des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen in den Mittelpunkt gestellt. Deutlich wird dabei, dass es nicht darum geht, Jugendlichen etwas „Gutes“ zu tun, sondern dass solche Angebote im Interesse der Erwachsenenengesellschaft sind. Gemeinsam ist diesen Begründungszusammenhängen, dass sie unmissverständlich klar machen, dass im Mittelpunkt der offenen Kinder und Jugendarbeit nicht die organisierten Angebote stehen (z.B. medien- oder erlebnispädagogische), sondern der sogenannte „offene Betrieb“. Gemeint ist damit, dass Kinder und Jugendliche in die Einrichtungen kommen und sich dort aufhalten können, ohne dass von ihnen mehr erwartet wird, als dass sie sich an einige sehr weit gefasste Regeln halten. Diese Regeln können in einem knappen Satz zusammengefasst werden: Sie haben sich im Haus so zu bewegen, dass sie niemand anderen stören. Im sozialpädagogischen Jargon heißt das: Im Zentrum der offenen Kinder- und Jugendarbeit steht der offene, prinzipiell für alle Kinder und Jugendliche frei zugängliche Raum, den sie entlang eigener, auch spontaner Bedürfnisse und Interessen nutzen können. Dies schließt organisierte Angebote keineswegs aus. Sie bleiben aber sozusagen angedockt an dieses offene Raumangebot. Außerdem haben sie grundsätzlich nur eine begrenzte Lebensdauer, da sie aus der Dynamik dieses offenen Betriebs heraus entstehen und sich wieder verändern.

In den vergangenen Jahren mehren sich allerdings Einwände gegen dieses Verständnis von offener Kinder- und Jugendarbeit: Es sei „traditionell“, bzw. habe sich „überlebt“. Gefragt seien heute beispielsweise „verlässliche Angebote“ für Kinder (von den Eltern um 15 Uhr abgeliefert und um 17 Uhr wieder abgeholt) oder pädagogisch inszenierte Angebote für Jugendliche, bis hin zu „sozialer Gruppenarbeit“, um sie bei der Bewältigung ihrer Probleme und Schwierigkeiten zu unterstützen. Solche Angebote als notwendige oder gar „moderne“ Weiterentwicklung der offenen Kinder- und Jugendarbeit zu verkaufen, ist unlauter. Ein Jugendhaus, das sich auf solche Angebote konzentriert, macht ein anderes, durchaus sinnvolles Geschäft. Es verlässt damit aber mehr oder weniger die Basis der offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Wie aber ist das Festhalten am „traditionellen“ Konzept offener Kinder- und Jugendarbeit zu begründen, in dessen Mittelpunkt der offene Betrieb steht? Dies bedarf einiger Anstrengung, denn die Gründe dafür sind nicht in dem berechtigten Interesse vieler kommunaler Geldgeber an einem Ausbau

der Betreuungsangebote für Kinder oder an einer gezielten Unterstützung von Jugendlichen zu finden, die sich in einer schwierigen Lebenssituation befinden und daher „auffällig“ erscheinen. Dazu muss man sich auf die sozialwissenschaftliche Diskussion besinnen, die - wie gesagt - zumindest drei mögliche Argumentationen zu bieten hat.

## **1. Kinder und Jugendliche brauchen „Räume“**

Dieser Satz ist immer wieder zu hören, ohne dass völlig klar wird, warum das so sein soll. Dass Kinder und Jugendliche für eine erfolgreiche soziale Entwicklung eigene Räume brauchen, in denen sie (natürlich innerhalb gewisser Grenzen) tun und lassen können, was sie wollen, in denen sie das Sagen haben und weniger die Erwachsenen, hat zumindest vier gesellschaftliche Entwicklungen zum Hintergrund. Diese Entwicklungen können die Erwachsene beklagen, grundsätzlich ändern können sie sie allerdings nicht.

**Erstens** geht es um die tiefgreifenden Veränderungen der Lebensumwelt von Kindern. Dass z.B. immer weniger Kinder mit immer weniger Geschwistern aufwachsen, ist in unserer Gesellschaft ein viel diskutiertes Phänomen. Schon weniger Beachtung findet die Tatsache, dass es zumindest in den Städten aufgrund des Verkehrsaufkommens immer schwieriger für Eltern wird, ihre Kinder aus dem Haus gehen zu lassen. Wo aber sollen Kinder lernen zu streiten, zurückzustecken, Bedürfnisse einzubringen und sich damit durchzusetzen oder Kompromisse auszuhandeln? Wo sollen sie Neugier entwickeln, auf Entdeckungsreise gehen und dabei all die Unsicherheiten aushalten lernen, die sich zwangsläufig einstellen, wenn sie sich vor eine völlig neue Situation mit offenem Ausgang gestellt sehen? Wo sollen sie diese Selbständigkeit, diese sozialen Fähigkeiten oder „Kompetenzen“ entwickeln?

Familie, Verwandtschaft und Wohnumgebung bieten dazu immer weniger Möglichkeiten. Neuerdings wird dies auch für eher ländliche Gemeinden festgestellt. Der Kindergarten ist daher für eine wachsende Zahl von Kindern ein erstes Lernfeld, um die Fähigkeiten zu entwickeln, die dazu notwendig sind, solche offenen Situationen auf eine gute Art und Weise zu „bewältigen“. Er ist ein erster Raum für Kinder, um ein Stück Eigenständigkeit, Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein außerhalb der intimen familiären Beziehungen zu entwickeln. Danach kommt die Schule, die in unserer Gesellschaft - Reformen hin oder her - letztlich andere Aufgaben hat, anders strukturiert ist. Einrichtungen der offenen Kinderarbeit sind daher ein sinnvolles Angebot, um die Arbeit der Kindergärten fortzusetzen. Auch hier müssen sich die Kinder selbst entscheiden, ihren eigenen Rhythmus finden, sich durchsetzen und anpassen, besser: sich anderen Kindern annähern. Die dafür notwendigen Fähigkeiten lassen sich nicht „unterrichten“. Erwachsene bleiben darauf verwiesen, Kindern Möglichkeiten für solche Lernprozesse zu bieten, verbunden mit der Hoffnung, dass sie diese auch ergreifen. Und wer wollte bestreiten, dass die hier umrissenen Fähigkeiten allgemein als notwendig gelten im Hinblick auf eine gedeihliche Entwicklung der Kinder?

**Zweitens** geht es um die sogenannte „Verlängerung der Jugendphase“. Vergleicht man die 50er oder 60er Jahre mit heute, so kommt man nicht umhin festzustellen: Damals kam man mit sechs Jahren in die „Volksschule“, ein beachtlicher Teil der Jugendlichen begann mit 14 oder 15 entweder eine meist dreijährige Berufsausbildung oder wurde sofort „ungelernter Arbeiter“. Wenn der „Bund“ nicht dazwischen kam, war die große Mehrheit der jungen Menschen mit 17 oder 18 Jahren ökonomisch unabhängig von der Herkunftsfamilie und damit erwachsen. Heute hat sich dieser Zeitpunkt im Durchschnitt um fünf bis sechs Jahre verschoben, nicht zuletzt dadurch, dass immer mehr Jugendliche eine weiterführende Schule besuchen und studieren.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass kein Mensch so eine lange Zeit in Nischen verbringen kann, wenn er einmal unter seinesgleichen sein will. Und wer wollte dies nicht! So wie Erwachsene ihre Wohnzimmer, ihren Vor- oder Schrebergärten oder ihren Stammtisch brauchen, also „Räume“, in denen sie ihre freie Zeit mit Gleichgesinnten oder alleine verbringen können, so brauchen Jugendliche angesichts dieser enorm verlängerten Jugendphase ebenfalls ihre eigenen Räume. Es können nur begrenzt dieselben sein, die auch von Erwachsenen genutzt werden. Dazu sind die Interessen und Lebensstile beider Altersgruppen, das Ambiente, der „Raum“, in dem man sich wohl fühlt, einfach zu unterschiedlich.

**Drittens** ist ja seit Jahren die Rede von der „Pluralisierung der Lebenslagen“ und der „Individualisierung der Lebensführung“. Mit diesen theoretischen Begriffen werden zwei

gesellschaftliche Entwicklungen auf den Punkt gebracht. In früheren Jahren hatte die Mehrheit der Menschen ein relativ einfaches Bild der Gesellschaft. Es gab die Unter-, Mittel- und Oberschicht, wobei diese Einteilung festgemacht wurde am Einkommen, am Bildungsabschluss und am ausgeübten Beruf. Man ging davon aus, dass die Lebensverhältnisse der Kinder und Jugendlichen in den einzelnen Schichten (den drei Lebenslagen) relativ ähnlich waren.

Heute weiß man, dass dies eine allzu schlichte Auffassung war. Allgemein anerkannt wird inzwischen, dass es in allen diesen „Schichten“ doch einen erheblichen Unterschied macht, ob man ein Mädchen oder ein Junge ist und ob die Eltern in der BRD oder in der Türkei geboren wurden. Man weiss um die Bedeutung regionaler Unterschiede, ob man in Bayern oder in Brandenburg aufwächst, in einer Universitätsstadt oder auf dem flachen Land. Man weiss, dass all diese Faktoren einen enormen Einfluss darauf haben, wie junge Menschen aufwachsen, welche Lebensperspektiven sie entwickeln und welche sie realisieren können. Das meint im Kern die Rede von der „Pluralisierung der Lebenslagen“, die das Leben gerade für Jugendliche deutlich komplizierter macht.

Die „Individualisierung der Lebensführung“ hängt damit eng zusammen. In früheren Zeiten war es allen Beteiligten meist klar, dass der Sohn des Arbeiters später an einer Maschine in einer Fabrikhalle stehen wird. Die Mädchen wussten, wie ihr späteres Leben als Frau - Küche, Kinder, Kirche - im Durchschnitt aussehen würde. Noch in den 50er Jahren wurden Wahlkämpfe zum Deutschen Bundestag mit dem Slogan geführt: „Hosenweiber wie in der SBZ brauchen wir nicht“. Die kurze Jugendphase, die der Vorbereitung auf das spätere Erwachsenenleben diente, war institutionell abgesichert. Wer einen Volksschulabschluss schaffte, bekam einen Ausbildungsplatz, ansonsten konnte er oder sie unter der Fülle der Angebote für „ungelernte Arbeiter“ etwas Passendes aussuchen. Wer seine Ausbildung schaffte, bekam einen Dauerarbeitsplatz.

Diese beiden Entwicklungen schaffen nun einerseits Freiräume. In den unterschiedlichen Lebenslagen sind vielfältige Möglichkeiten aufgehoben, Individualisierungsprozesse geben den Blick frei auf Alternativen für die je eigene Lebensgestaltung. Andererseits wirken sie belastend, da vieles unklar geworden ist. Dies gilt besonders für Menschen, die sich orientieren müssen, und hier in erster Linie für Jugendliche. Es gibt heute den jugendlichen „Schonraum“ nicht mehr, in dem Eltern, Schule, AusbilderInnen, möglicherweise auch JugendarbeiterInnen schon dafür sorgen, dass alles seinen geregelten Gang geht. Jugendliche müssen schon früh selbst Entscheidungen treffen, und diese Entscheidungen sind riskant. Ob sie zu dem gewünschten Ergebnis führen, bleibt unsicher. Wo es früher eine „Normalbiographie“ gab (zumindest haben alle daran geglaubt), müssen junge Menschen sich heute auf dem Hintergrund der Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse mühsam (oft genug auch hilflos) ihren eigenen Weg suchen, ihre eigenen Vorstellung davon entwickeln, wie sie als Erwachsene einmal leben wollen.

Um mit dieser Lebenssituation Perspektiven entwickeln zu können, brauchen Jugendliche Räume: soziale Räume, wo sie andere Jugendliche treffen können, die vor denselben Problemen stehen; Räume, in denen sie experimentieren können, wo sie sich auch zurückziehen können; Räume, die nicht aufgeladen sind mit Erwartungen, wie sie sich zu „benehmen“ haben, oder Vorgaben, was in den nächsten fünf Minuten zu passieren hat. Sie brauchen Räume, wo sie Informationen finden, aber auch Erwachsene, die ihnen eher mit Fragen weiterhelfen denn mit Antworten, die sowieso nur begrenzt tauglich sind.

Einrichtungen der offenen Jugendarbeit sind dafür ein hervorragend geeignetes Angebot, allein schon wegen ihrer zentralen Strukturmaximen, wie etwa die „Freiwilligkeit der Teilnahme, Offenheit der Angebote und unreglementierte Zugänglichkeit“ (Böhnisch/Münchmeier 1990). Ganz anders als in der Schule, bestimmen hier die Jugendlichen selbst, was geht und was nicht geht. Hier finden sie ihre „Leidensgenossen“, Informationen, ihre Bühne zur Selbstdarstellung, zum Experimentieren mit Lebensstilen, Jugendliche, die „ganz anders“ sind, Rückzugs- und Erholungsmöglichkeiten. Sie müssen hier lernen, mit einer zunächst undurchschaubaren Situation klar zu kommen, die Balance zwischen Distanz und Annäherung zu finden, und sie treffen nicht zuletzt auf verständige Erwachsene. Man kann es auch dramatisch ausdrücken: Ohne solche Räume gibt es unter den veränderten Bedingungen des Aufwachsens keine Chance auf eine gelingende soziale Integration.

## **2. Die „Bedürftigkeit“ der Jugendlichen**

Die Folgen, die die Verlängerung der Jugendphase und die Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse haben, lassen sich auch stärker aus der personalen Perspektive betrachten. Dass Jugendliche eine Identität aufbauen und sich sozial integrieren müssen, d.h. ihren Platz in der Gesellschaft zu finden haben, ist ein alter Hut. Dabei befinden sie sich nach Lothar Böhnisch in einer zwiespältigen Situation. Einerseits fühlen sie sich von Erwachsenen „abgestoßen“ und setzen auf ihre jugendkulturelle Eigenständigkeit, andererseits suchen sie nach einer Orientierung für ihr späteres Leben als Erwachsene. Aus diesem Zwiespalt resultiert eine besondere „Bedürftigkeit“, die pädagogisch aufgegriffen werden muss.

In diese Bedürftigkeit (man kann auch Ambivalenz oder Unsicherheit dazu sagen) platzen nun aber seit Jahrzehnten in wachsendem Ausmaß soziale Probleme, z.B. Jugendarbeitslosigkeit und die unsichere eigene und gesellschaftliche Zukunft. Diese Gleichzeitigkeit von Entwicklungsaufgaben und wachsenden „sozialen Bewältigungsproblemen“ führe, so Böhnisch, zu einer „sozial erweiterten Bedürftigkeit“, ohne dass die Ressourcen der Jugendlichen für die Bewältigung dieser Probleme mitgewachsen seien. Im Gegenteil: Die bereits beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen hätten zum Ergebnis, dass die Jugendphase „immer stärker biografisiert“ werde. D.h. nichts anderes, als dass der einzelne Jugendliche immer mehr auf sich allein gestellt ist bei der Bewältigung dieser „Bedürftigkeit“. Die Gleichaltrigengruppe allein reicht nicht mehr aus, „um Probleme des Selbständigwerdens, des sich Findens und des sozialen Anschluss Bekommens im jugendkulturellen (befristeten) Schonraum zu lösen“ (Böhnisch, 1998).

Die offene Jugendarbeit ist für ihn nun ein besonders geeigneter Ort, um Jugendliche bei der Bewältigung dieser schwieriger gewordenen Situation zu unterstützen. Zunächst besteht hier, anders als in zweckgerichteten Organisationen wie etwa der Schule, keine Notwendigkeit, diesen Zwiespalt einseitig aufzulösen. Die offene Jugendarbeit kann ihn - auch wenn es ihr manchmal schwerfällt - bestehen lassen, den Jugendlichen die notwendige Zeit, den Raum und die Anregungen geben, ihren eigenen Weg auf ihre je eigene Weise zu finden. Sie kann dies aufgrund ihrer „an der Jugendkultur orientierten Struktur“. Hier treffen sich die Jugendlichen in ihren Szenen und Cliques (Gleichaltrigengruppen), in denen sie „Nähe und Halt“ suchen und Ressourcen finden, um ihre „jugendtypischen Entwicklungsaufgaben“ zufriedenstellend erledigen zu können. Dies meint der Begriff der „jugendkulturellen Orientierung“ der offenen Jugendarbeit.

Dies allein reiche unter den Bedingungen der „sozial erweiterten Bedürftigkeit“ aber nicht mehr aus. Die Jugendarbeit dürfe sich daher nicht mehr darauf beschränken, Treffpunkt für jugendliche Szenen und Cliques zu sein. Sie muss - so Böhnisch - einen Schritt weitergehen und dabei eine Lösung aufgreifen, die Jugendliche längst selbst entwickelt hätten, um den notwendigen erweiterten sozialen Rückhalt zu gewinnen, um die ihnen aufgetragenen Aufgaben bewältigen zu können. Böhnisch fasst diese von Jugendlichen selbst entwickelte „Lösung“ mit dem Begriff der „Milieubildung“. Unter diesen Milieus kann man sich offene (demokratische) oder auch regressive (autoritäre) Zusammenhänge vorstellen. Mit den allseits bekannten „Szenen“ darf man solche „Milieus“ nicht verwechseln, auch wenn man sich zunächst daran erinnern fühlen mag. Wesentliche Unterschiede sind z.B., dass Milieus lokal begrenzt sind und „sozioemotional hoch verdichtet“ sind. Milieus sind „nach außen sozial abgrenzende oder gar ausgrenzende Gruppenstrukturen“. Eine moderne offene Jugendarbeit müsse über ihre jugendkulturelle Orientierung hinaus solche Milieubildung unterstützen. Dabei geht es Böhnisch nicht um Milieubildung auf Teufel komm raus, sondern um „offene“ Milieus. Es geht darum,

„Jugendlichen Orte, Räume und personale und soziale Bezüge zu vermitteln, in denen sie alltäglichen Halt und sozioemotionale Vertrautheit im gegenseitigen Respekt vor der personalen Integrität anderer finden und den Milieurückhalt als Anker für sozial offene Beziehungen nutzen können. Offene Jugendarbeit ist in diesem Sinn Alltagsarbeit, die Milieubezüge entwickeln hilft und pädagogisch begleitet ....“

### **3. Bildung**

Ein dritter Begründungszusammenhang für die Sinnhaftigkeit einer an der Idee des offenen, frei zugänglichen Raums orientierten offenen Jugendarbeit verweist auf die aktuelle Bildungsdebatte. Die Jugendarbeit verstand sich auch vor „PISA“ als „außerschulische Jugendbildung“, aber es muss eingestanden werden, dass der Bildungsgedanke auch in der offenen Jugendarbeit durch die Diskussion über die verheerenden Ergebnisse dieser vergleichenden Studie einen deutlichen Schub erhalten hat.

Den Startschuss für die sozialpädagogische Bildungsdebatte gab das Bundesjugendkuratorium mit einer Streitschrift (die vor der Veröffentlichung der PISA-Studie erarbeitet wurde). Ausgangspunkt ist dort die These, dass Bildung mehr denn je darüber entscheidet, welche „Lebenszugänge und Teilhabechancen“ die Menschen in unserer Gesellschaft haben. Dabei gehe es nicht nur um Wissen oder gar nur um beruflich verwertbare Qualifikationen (Kompetenzen). Bildung sei auch notwendig für die individuelle Lebensführung und das soziale Zusammenleben: „Von Bildung als gesellschaftlicher Bildung hängen entscheidend der Bestand der demokratischen Kultur, die Tragfähigkeit des sozialen Zusammenlebens und der gesellschaftlichen Solidarität, die Akzeptanz der zentralen Werte und Regeln der Zivilisation unserer Gesellschaft ab“ (Bundesjugendkuratorium 2001).

Damit ist klar, dass das Bundesjugendkuratorium unter „Bildung“ sehr viel mehr versteht als „Schulbildung“. Es spricht daher von „Lebenskompetenzen“, über die im Licht der zuvor beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen (Individualisierung und Pluralisierung) und deren Folgen für Jugendliche (Orientierung „im Horizont der Ungewissheit“, Notwendigkeit zu riskanten Entscheidungen) jeder bereits im zarten jugendlichen Alter verfügen muss, will er oder sie sich Lebenszugänge und Teilhabechancen bewahren. Bildung im Sinne einer Entwicklung von „Lebenskompetenz“, der „Befähigung zu eigenbestimmter Lebensführung“, sei heute schon für Jugendliche wichtig für die „alltägliche Lebensbewältigung“, nicht erst für die spätere berufliche Zukunft.

Bildung sei zweitens mehr als Wissenserwerb, weit mehr als Lernen. Sie könne nicht unterrichtet werden, sondern bleibe immer ein „Selbstbildungsprozess“, bleibe angewiesen auf eigene Aktivitäten der einzelnen Menschen, sei immer ein „eigen-sinniger“ Prozess. Bildung zielen auf die „Anregung aller Kräfte“ und könne als „eigen-sinniger“ Prozess immer nur angeregt und unterstützt, niemals aber erzwungen werden.

Um diesen weiten Bildungsbegriff präziser zu fassen, greift das Bundesjugendkuratorium in seiner Streitschrift auf eine Unterscheidung zurück, die im europäischen Ausland gang und gebe ist. Unterschieden wird zwischen

- „formeller Bildung“, bei der in der Schule und im Ausbildungssystem nach vorgegebenen Lehrplänen formale Qualifikationen vermittelt werden,
- „non-formeller Bildung“, die in freiwillig gewählten Angeboten vermittelt wird und bei denen die TeilnehmerInnen Einfluss auf Form und Inhalt haben,
- „informeller Bildung“, die im Alltag, in der Nachbarschaft, bei der Arbeit, auf dem Schulhof, in der Freizeit, in Einrichtungen der Jugendarbeit - kurz, überall dort wo sich Jugendliche tagtäglich bewegen - stattfindet.

Alle drei Bildungsebenen hängen eng miteinander zusammen. Anders ausgedrückt: Ohne eine gelingende informelle und non-formelle Bildung gibt es keine erfolgreiche formelle Bildung. Es geht also nicht um eine Hierarchie oder gar eine Konkurrenz zwischen diesen Bildungsebenen, sondern um einen unauflösbaren Zusammenhang.

Im Grunde ist dies gesellschaftlich unbestritten. Es ist z.B. allgemein bekannt, wie viel von der Fähigkeit abhängt, sich mittels Sprache auszudrücken. Es ist bekannt, dass davon Lebenszugänge und Teilhabechancen abhängen, schulische, berufliche, aber auch soziale Möglichkeiten. Es ist bekannt, dass die Grundlagen dafür nicht in der Schule, sondern in der alltäglichen Kommunikation zwischen Eltern und Kindern entwickelt werden, also im Rahmen informeller Bildungsprozesse. Die Schule ist auf diese Grundlagen angewiesen, denn sie können im Rahmen formeller Bildungsprozesse letztlich nur weiterentwickelt werden. Sie muss diese grundlegenden Fähigkeiten sozusagen voraussetzen, ohne sie selbst wirklich schaffen zu können.

Die offene Kinder- und Jugendarbeit verfügt über erhebliche Möglichkeiten, non-formelle und informelle Bildungsprozesse zu unterstützen, mit denen diese Voraussetzungen geschaffen werden. Der Alltag in den Einrichtungen ist voller Bildungsgelegenheiten, die manchmal ergriffen, manchmal verschlafen werden. Hier treffen Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Ethnien und Kulturen aufeinander, mit all den damit zusammenhängenden Konflikten. Fast täglich gibt es Reibereien zwischen den BesucherInnen oder zwischen Jugendlichen und PädagogInnen. Es wimmelt sozusagen von Chancen und Aufforderungen, eigene Sichtweisen in Frage zu stellen, sich auf „Fremdes“ einzustellen, Dinge aus anderen Perspektiven zu betrachten, wenn auch oft unwillig oder zaghaft. Zumindest gut ausgestattete Einrichtungen ermöglichen zahlreiche selbstbestimmte und

selbstorganisierte Aktivitäten. In Workshops, Arbeitsgruppen und Projekten, sowie im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements werden Interessen entwickelt, die sich nicht an Verwertungsinteressen orientieren, die Erwachsene (in anderen Zusammenhängen notwendigerweise) vorgeben.

#### **4. Zum Schluss**

Die besonderen Möglichkeiten der offenen Kinder- und Jugendarbeit liegen also im offenen, frei zugänglichen Raum, den Kinder und Jugendliche entsprechend ihrer eigenen Interessen nutzen können. Die sozialwissenschaftliche Diskussion über das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zeigt uns, dass sich dieses Verständnis von Jugendarbeit noch längst nicht überlebt hat. Darauf zu insistieren, hat nichts mit Sperrigkeit, berufsständischem oder arbeitsfeld-egoistischem Denken, mit Bunkermentalität oder Ähnlichem zu tun. Dieses „traditionelle“ Verständnis offener Kinder- und Jugendarbeit lässt sich professionell begründen. Und die Profession der Pädagogik gründet nun einmal in den Sozialwissenschaften. Auf solche Angebote zu verzichten, wäre nicht allzu klug. Vernetzung mit anderen Bildungsinstitutionen ja, aber nicht auf Kosten der zentralen Arbeitsgrundlagen (Maximen) der offenen Kinder- und Jugendarbeit, insbesondere auf Freiwilligkeit, Selbstorganisation, Lebensweltorientierung und Geschlechterdifferenzierung.